

Rassismus

Es ist das, was in der Bahn neben einem sitzt und steht und redet. Es muss wieder dorthin, wo es hingehört: an den Rand der Gesellschaft

Es rollen Sätze gegen Körper an. Sie rollen gegen einen Mann mit einem pubertären, unentschlossenen und dunklen Bart. Er hält sich eine Einkaufstüte vor die Brust. Lidl mit dem schiefen „i“. Er hält sich fest am Plastik, als ob es seine Rüstung wäre. Die Sätze rollen auch noch gegen seine Frau. Sie trägt ihr schwarzes Haar gebunden zu einem Zopf. Sie hat kein Plastik, um sich zu schützen, senkt nur ihren Blick zu Boden. Ihr Mund ist aufgespannt zum Lächeln, so wie der Mund des Mannes. Sie sind ganz sicher neu in Deutschland, das sagt nicht ihre dunkle Haut, das sagt ihr Lächeln.

Die Sätze, die gegen dieses Paar anrollen, sagen andere, ein anderer Mann und eine andere Frau. Sie: Mitte dreißig, sehr schön, sehr dünn und sehr brünett, im roten Sommerkleid mit weißen Punkten. Er: Mitte dreißig, auch schön, vollbärtig, mittelblond, hellblaues Hemd zur dunkelblauen Jeans. Und ihre Sätze gehen so: „Ansbach ist bald bestimmt auch in Berlin“, sagt die Brünette. „Ja, weil die da überall sind“, sagt dann das blonde Blauhemd. Und während dieser Mann „die da“ ausspricht, fahren seine Augen dem anderen Paar entgegen. Es folgen noch mehr Sätze mit dem „die da“.

Und die, die da gemeint sind, das Paar, es lächelt immer noch. In einer U-Bahn in Berlin. Und in dieser Berliner Bahn wird niemand zu einem Helden. Niemand steht auf, niemand greift diese lauten, harten Sätze an. Mit Argumenten, mit Beschimpfungen. Auch ich mache es nicht, ich mache nichts.

Eine Berliner Bahn und zwei Geschichten. Die erste erzählt von dem Lächeln, dem Lächeln von Ausländern. Und als Ausländer kennt man diese Story, auch ich kenne sie, sie geht so: Ich kam nach Deutschland, ohne Deutsch zu können, ich hatte Angst vor Deutsch, vor Deutschen. Und diese Angst versteckte ich hinter dem straff gespannten Mund, denn wenn ich freundlich aussehende würde, würde mir niemand etwas tun, so dachte ich damals, so machte ich es damals. Besonders dort, wo viele Menschen waren, besonders in der U-Bahn. Es klappte: Ich wurde ignoriert. Der Grund lag aber nicht darin, dass ich harmlos und freundlich aussah mit dem Lächeln. Die Menschen ignorierten mich, weil es unangenehm ist für sehr viele, in lächelnde Gesichter zu schauen. Mit einem nicht sehr schönen deutschen Wort beschreiben Deutsche es als „übergriffig“. Das alles wusste ich in meinen ersten deutschen Jahren nicht. Das alles weiß auch das Paar nicht, und sicher hat es diese Sätze nicht verstanden, das hoffte ich zumindest.

Dann stieg ich aus und fühlte mich wie überrollt von den Sätzen. Denn sie erzählen die zweite Story der Berliner Bahn, die umgedrehte Story des Ausländerlächelns. Es ist die andere Perspektive, eine, die Ausländer zum Lächeln zwingt. Es ist die Story vom Rassismus. Wann es begonnen hat, weiß ich nicht mehr. Doch es wird schlimmer jeden Tag. Sie werden schlimmer jeden Tag, die Sätze, die durch die Bahnen rollen, während die Bahnen in der Stadt rumrollen. Zum Beispiel Ende Mai, eine U4 Richtung Innsbrucker Platz. „Dass diese Leute unsere Kultur bereichern, ist eine Lüge. Na ja, vielleicht bereichern die sie doch. Mit Vergewaltigern. Aber wenn ich das sage, bin ich gleich ein Nazi.“ Das sagt einer, der selbstverständlich keine Springerstiefel trägt, ein Mann, ein älterer, gekleidet wie ein Oberstufenlehrer. Mit fassunglosen Augen sagt er das zu seinem Sohn, vielleicht ist es aber auch einer seiner Schüler.

Und dann im Juni in der U7, kurz vor der Haltestelle Jungfernheide: „Gegen die Balkantypen habe ich nichts, die sind viel besser als die Araber“, sagt eine junge Frau. Sie sieht selbst sehr arabisch aus mit ihren schwarzen, dichten und perfekten Augenbrauen.

Drei Wochen später in einer Bahn der Linie U9, in der es viel zu heiß ist, läuft es so: Eine sehr zarte Frau wischt sich sehr zärtlich die Schweißperlen über ihrer Oberlippe weg und sagt dann zur Begleitung, auch eine Frau, auch in demselben Alter, wahrscheinlich Mitte zwanzig, doch größer in Statur und größer im Gesicht: „Ich finde, früher konnten sich Ausländer ja noch benehmen.“

Szenen aus den letzten Monaten, den letzten Wochen sind das. Es gibt noch

mehr davon. Sie stehen in meinem Notizheft, und sie sind keine wissenschaftliche und offizielle Studie, die irgendwas beweist, weil man die Studie, die irgendwas beweist, nie fühlen kann, nur lesen. Sie sind auch nichts, was sich verpacken lässt in einen hübschen Hashtag. So einer wohnt zum Beispiel im Internet auf einer eigenen Website. Auf dieser Seite steht er dann weiß auf rot: die Raute und No Hate Speech. Und jeder darf und kann mitmachen, wenn er will. Es ist eine sehr hübsche Sache und Idee, geht aber nur im Internet. Denn da ist Hass ja groß. Das stimmt.

Doch was macht man mit diesen analogen Sätzen, die durch Berliner Bahnen rollen? Sie in Notizhefte reinschreiben? Wozu? Weil diese Sätze, in Heften eingeschlossen, harmlos sind und unbedeutend, nur Tinte auf Papier, und nicht real. So was zu glauben ist selbstverständlich irrational und zu emotional. Das glauben nur irrationale und zu emotionale Ausländer, so wie ich.

Wozu dann aber über die Sätze und die Szenen schreiben? Rassismus ist ja keine Nachricht mehr. Man spricht, man schreibt über Rassismus, fast täglich über den der AfD oder der Volk-am-Montag-Demonstranten. Oder den dieser echten, harten Nazis, die Treibjagden auf Ausländer veranstalten. Man spricht, man schreibt über Rassismus, auch dass er hier nicht sein dürfe. Friedensnobelpreiswürdige Artikel stehen in den Zeitungen, friedensnobelpreiswürdige Aufsätze spu-

len die Fernsehmenschen ab im Fernsehen. Den Kommentar von Anja Reschke in den „Tagesthemen“ haben zum Beispiel Tausende in Deutschland im letzten Sommer so berauscht gefeiert, wie Polen ihre Kreuzweg-Prozession gefeiert haben diesen Sommer. Doch dem Rassismus war das alles sehr egal. Nein, nicht egal, es machte ihn noch aggressiver, größer. Und deshalb muss man auch über die Sätze und die Szenen schreiben.

Denn der Rassismus ist vor allem auch das, was in der Bahn dann neben einem sitzt und steht und redet. Und das macht er jetzt immer öfter. Deshalb muss man sich eines fragen: Seit wann bitte ist das entspannte Fremdenbild aus Deutschland ausgezogen? Gab es in diesem Land dieses entspannte Bild jemals?

Genau weiß ich es nicht, weil ich von Anfang an gewusst habe, dass ich so sein muss wie die anderen, wie die Deutschen. Als halbes Kind in Deutschland angekommen, in ein, zwei Jahren Deutsch gelernt, hatte ich zuerst niemals Freunde zu mir eingeladen, damit die Freunde niemals hörten, dass das Deutsch meiner Eltern sich anders anhört, als es sollte. Als Ausländer versuchte ich, so unsichtbar zu bleiben, wie es geht. Nur manchmal ging es nicht: Immer dann, wenn meine Mutter mich anrief und ich mit ihr in meiner Muttersprache reden musste. Und war das öffentlich, war es zum Beispiel in der Bahn, rollten mich manchmal Sätze an, die ähnlich klangen wie die Sätze heute, nur kam es damals selten vor.

Ist es also die Schuld der Syrer, der Iraker und der anderen, die im vergangenen Jahr nach Deutschland kamen, dass der Rassismus sich so sehr entzündet hat? Sind sie vielleicht zu sichtbar für die Deutschen? Nein, diese Fragen sind nicht ernst gemeint. Denn Flüchtlinge können für Rassismus nichts. Und dieser Satz erlaubt keinen Widerspruch, er ist logisch. Da Schuld an Aggressionen niemand der hat, gegen den sich Aggressionen richten. Selbst wenn einhundert Syrer einhundert Bomben zündeten, wären „die Flüchtlinge“ niemals verantwortlich dafür, was danach Glatzköpfe mit Glatzenhirnen schreien und anzünden würden.

Seitdem aber ein Syrer tatsächlich eine Bombe legte und ein Vielleicht-Afghane, Vielleicht-Pakistaneer mit einer Axt im Zug rumrannte – beide wollten töten –, seitdem vergessenen Menschen jede Logik. Und wer ist schuld daran? Die Deutschen, alle. Ja, auch die linken, und ausnahmsweise zähle ich mich jetzt selbst zu den Deutschen, zu den linken. Was haben wir gemacht? Mit schönen Worten, die nur Gefühle waren, nichts Durchdachtes, haben wir rumgebrüllt, für Flüchtlinge gebetet, sie angebetet. Denn was sollen wir sonst tun? Damals, als Rechte immer lauter wurden, ihre Parolen immer schlimmer und ihr Rassismus so erschreckend war. Blind und erschrocken, selbstgerecht und laut fingen wir an, gegen den Rassismus anzukämpfen. Mit Einsätzen in Heimen, mit Sätzen in den Zeitungen, mit Bildern im Fernsehen.

So teilte sich auf einmal alles, zwei Gruppen standen einander gegenüber: auf einer Seite das laute Refugees-Welcome-Gebrüll und auf der anderen dieses rechte Schreien, das alles Fremde beleidigte und beschimpfte. Die Menschen, die nach Deutschland kamen, wurden sofort benutzt von links, von rechts, benutzt für einen aufgeregten Kampf. Und das Geschrei von beiden Seiten machte die Unentschlossenen, die Stimmen ratlos. Doch weil so viele schrien, wollten die Stummen nicht mehr stumm sein, wollten auch eine Meinung haben. Und da es einfach ist, zu meinen, dass früher alles besser war, entschieden sich die Stummen für diese Früher-war-es-besser-Meinung, meinten damit die Zeit, in der nicht täglich so viele Menschen nach Deutschland kamen, flüchteten, und in der auch nicht so geschrien wurde und gekämpft.

Das Schreien und das Kämpfen waren Fehler. Statt selbstsicher und ruhig zu bleiben, als diese kleine, schwache Halb-Partei auftauchte – die mit Rassismus größer, stärker werden wollte und ihn deshalb aus dem Abseits ins öffentliche Leben zerrte –, stürzte das linke öffentliche Leben sich laut und aufgeregter auf den Rassismus und wollte ihn zerstören. Das klappte nicht, das wird nie klappen: Denn der Rassismus wohnt in jedem Land, jeder Gesellschaft auf der Welt – das ist bewiesen. Deshalb war es ein Kampf um das Unmögliche. Und er erst machte den Rassismus so aktiv und groß und öffent-

lich. Und das sagt auch das Damals. Damals, als ich nach Deutschland kam, vor zwanzig Jahren, gab es Rassismus, klar. Doch war er kleiner, überschaubarer, er lag am Rand der Gesellschaft. Es gab diese Kultur mit einem Willkommen davor nicht. Denn damals wurde nicht in jeder zweiten Zeitung, in jeder zweiten „Tageschau“ gebetet für die Fremden. Sie wurden einfach übersehen, nur von den echten, wilden Nazis angesehen, geschlagen und gejagt.

Und heute? Heute rollt das Ergebnis des Gebrülls, der Ratlosigkeit und der Aufgeregtheit nun in Berliner Bahnen herum. Man kann das nicht mehr einfach regeln, ganz typisch deutsch, mit irgendeinem Gesetz. Denn jeden Fahrgast, der einen „Die da“-Satz ausspuckt, kann man nicht einfach so verhaften. Was soll man tun? Hilft es tatsächlich, dieses „Jetzt erst recht“ zu schreien und zu fordern? Das machen nun die beiden Seiten, die linke und die rechte. Nein, jetzt reicht es endgültig. Dieser Rassismus muss zurück ins Abseits, an den Rand der Gesellschaft. Dazu muss man zuerst einmal nur akzeptieren, dass es Rassismus immer geben wird. Man kann ihn nicht weg-integrieren und weg-brüllen. Es ist also die Zeit für ruhige Worte, keine beschwichtigenden Worte, nur coole, selbstbewusste Worte. Vielleicht auch in einer Berliner Bahn. Ich aber habe das noch nicht versucht, da ich schon wieder angefangen habe, zu lächeln in der U-Bahn.

ANNA PRIZKAU



Am Ortseingang von Kobane, ein Bild von März 2015

Fotos Kai Wiedenhöfer

Der Schrecken: Syrische Fotos auf der Berliner Mauer

Anfang dieser Woche ist das Ultimatum abgelaufen, das der amerikanische Außenminister John Kerry dem syrischen Regime gestellt hatte, sollte es die Feuerpause weiter verletzen. Bashar al Assad hat die Abmachung weiter ignoriert, nichts ist daher geschehen. Die Bomben auf Aleppo fallen und fallen, die russische Luftwaffe, mit deren Hilfe der syrische Machthaber die Rebellen in die Knie zwingen will, hat die Altstadt längst in Schutt und Asche gelegt, und der östliche Teil Aleppos ist eingekesselt. Die Bewohner, etwa 300 000 Männer, Frauen und Kinder sollen es derzeit noch sein, werden, und das muss man wörtlich nehmen, zerrieben. Westliche Journalisten, die darüber berichten könnten, haben keinen Zugang mehr zu dem Ort. Bilder und Filmaufnahmen, die uns über das Internet erreichen, zeigen schwarze Rauchschwaden: Die Jugendlichen von Aleppo zünden gerade jeden Autoreifen an, den sie finden können, damit der Qualm den russischen Kampfpiloten die Sicht nimmt – es ist eine Verzweiflungstat und der einzige Schutz, der den Menschen noch bleibt.

Wie es sein wird, wenn sich der schwarze Rauch verzogen hat, und wie es schon jetzt ist, wenn Geschosse ihr Ziel finden, diese Augenblicke der Vernichtung wird kein Bild der Welt festhalten können. Der Kern dieses Krieges bleibt für uns unbegreiflich: Menschen sterben, jeden Tag. Etwa 500 000 Syrer sol-

len ihm schon zum Opfer gefallen sein. Jene, die dem Inferno entkommen, überleben körperlich versehrt oder seelisch schwer gezeichnet. Begegnen werden wir ihnen nie, denn den beschwerlichen Weg nach Europa schaffen diese Menschen nicht. Die Wirklichkeit dieses seit fünf Jahren währenden Krieges bleibt deshalb in einem Dunkel, das es leicht macht, den Konflikt nur als Ursache für den lästigen Flüchtlingsstrom anzusehen. Umso wichtiger sind die Fotos, die in diesen Tagen auf der ehemaligen Berliner Mauer zu sehen sind. Sie lassen das Schicksal ahnen, das den Bewohnern von Aleppo bevorsteht, sollte weiterhin niemand eingreifen. Kai Wiedenhöfer, Jahrgang 1966, der Anfang der neunziger Jahre in Damaskus lebte, hat syrische Kriegsversehrte in jordanischen und libanesischen Flüchtlingslagern aufgesucht und sie porträtiert.

Da ist beispielsweise Khaled: Er war 39 Jahre alt, als sein Dorf im Mai 2013 unter Bombardierung geriet. Mit seinem Motorrad versuchte er, seine sechsköpfige Familie aus dem Ort zu evakuieren. Drei konnte er in Sicherheit bringen. Bevor er sein Haus ein weiteres Mal erreichte, explodierte eine Granate neben ihm. Sie verletzte Khaled schwer, nur die Amputation beider Beine rettete ihm das Leben. Da sind auch die sechs Jahre alte Yumna und ihr zwei Jahre älterer Bruder Aid: Vor ihrem Haus im syrischen Draa explodierte eine Fassbombe. Ihre Mutter



Khaled, der seine Familie rettete

und ihr Onkel wurden getötet, Yumna verlor ein Bein, Aid wurden beide Beine weggerissen. Ihr Vater Mohammed wurde schwer an der Hüfte verletzt. Die drei hatten das Glück, dass jemand sie sofort über die Grenze nach Jordanien brachte, wo sie medizinisch versorgt wurden.

Khaled, Aid, Yumna und Mohammed sind vier der vierzig Syrer, die Kai Wiedenhöfer für sein Projekt „Forty Out of One Million. The Human Cost of the

Syrian War“ fotografiert hat. Die Ausstellung der West Side Gallery zeigt die Bilder des Fotografen, der sich vor allem aufgrund seiner langjährigen Dokumentation des israelisch-palästinensischen Konflikts einen Namen gemacht hat, als riesige Abzüge. Ergänzt von Panoramaaufnahmen des Fotografen aus zerstörten syrischen Städten und Ortschaften, durchbrochen von privaten Aufnahmen eines Porträtstudios aus Kobane, die Wiedenhöfer in den Trümmern der Stadt fand: Bilder, auf denen Menschen in einem Studiosetting posieren und lächelnd in die Kamera blicken. Es ist dieses Nebeneinander von heiler Welt und Untergang, das einen berührt. Schmerzhafter könnte nicht vor Augen geführt werden, was für eine Wirkung moderne Waffen entfalten. Wiedenhöfer braucht kein Blut, keine Töten und keine Kampfhandlungen, um den Schrecken anschaulich werden zu lassen.

Seine Porträts nehmen den Menschen nicht ihre Würde, so fürchterlich und unwiderruflich ihre Versehrungen auch sein mögen. Sie spielen mit Irritation, denn Wiedenhöfer hat die Menschen nicht etwa in Opferposen fotografiert, sondern so, wie er sie vielleicht auch in Friedenszeiten und unversehrt aufgenommen hätte. Mohammed sitzt auf einem Bett und hat leicht die Arme um Aid und Yumna gelegt. Über die Gesichter von Vater, Sohn und Tochter huscht ein herausforderndes Lächeln; sie sind eine Fa-

milie, eine Einheit. Dass nur ein einziges Kinderbein vom Bett baumelt, weil da ansonsten nur Stümpfe sind, dringt erst auf den zweiten Blick ins Bewusstsein. Ähnlich irritierend ist das Porträt von Khaled. Er hat die Schultern, Arme und Hände eines Mannes, der Bäume ausreißen kann. Ein kleines Mädchen, vielleicht eine von ihm gerettete Tochter, hockt in seiner Armebeuge. Und obwohl Khaled keine Beine mehr hat, sieht man noch immer den mutigen Familienbeschützer, als der er sich am Tag der Bombardierung seines Dorfes erwies.

Kai Wiedenhöfer hat den Menschen die Möglichkeit gegeben, dass ihre versehrten Körper von dem erfahrenen Unrecht erzählen können. Doch er hat nicht nur die Kamera auf sie gerichtet. Er hat ihnen auch Fragen gestellt und zugehört: was passiert ist und wie sie nun überleben. Als kurze, nüchterne Miniaturen gibt er ihre Schilderungen wider. Den Schrecken dahinter spürt man auch so. Fast alle haben Angehörige verloren, ihre Heimat, ihren Lebenszusammenhang. Viele erreichte die medizinische Hilfe spät, oft zu spät, um der Schwere der Verletzung noch beikommen zu können. Denn die Hilfsorganisationen werden von allen Konfliktparteien blockiert.

KAREN KRÜGER

Kai Wiedenhöfer: „War on Wall“ in der West Side Gallery kann noch bis zum 25. September Tag und Nacht besucht werden. Das Buch zur Ausstellung, „Syrian Collateral“, Kettler-Verlag, kostet 24 Euro.